

---

# *Zugänge*

Luca Isabelle Spajic



### **Mein Wortshift**

Die Leidenschaft, die Kafka im Schreibprozess erlebt, steht einem in seiner Lebensrealität fremdbestimmtem Leben, spannungsreichen Beziehungen und seiner fragilen psychischen und körperlichen Konstitution gegenüber. Die groteske Szene in „Die Verwandlung“ eröffnet einen weiten Interpretationsspielraum, von autobiographischen, soziokulturellen über psychoanalytischen Ansätzen. Neben autororientierten Deutungen laden Kafkas Werke durch ihre ausdrucksstarken Elemente aber auch dazu ein, die rätselhaften Bilder für sich sprechen zu lassen und stets mit neuen Bedeutungen aufzuladen.

## **Zugänge**

„Piekst mal kurz“, sage ich in beiläufigem Ton während ich die Nadel mit dem weichen Plastikschauch an der Stelle durch die Haut schiebe, wo ich vor ein paar Sekunden das vertraute elastische Gefühl der Vene getastet habe. Durch die Haut möglichst zügig stechen, dieser Moment ist am schmerzhaftesten, aber nicht zu schnell, um die Vene nicht auf der andern Seite wieder durchzustechen. Dann Innehalten. Anspannung. Lag ich richtig? Ein dicker roter Blutstropfen taucht in der kleinen Kammer vor der Nadel auf und beglückwünscht mich, er wächst an und füllt die Kammer nach und nach vollständig aus.

„Super, das wars schon Herr M.“, sage ich erleichtert, ziehe die Nadel zurück, sodass nur der kleine Plastikschauch in der Vene verbleibt, über den die Medikamente direkt in den Blutkreislauf fließen.

„Dann fixieren wir noch unseren Erfolg“, sage ich fröhlich, während ich ein großes Pflaster darauf klebe und die Infusion anhänge.

Ich räume Stauschlauch, Tupfer, Ersatzpflaster und -nadeln auf das Tablett zurück, werfe den Verpackungsmüll weg und wünsche Herrn M. einen schönen Tag. Er bedankt sich, schnauft schwer und hustet röchelnd zum Abschied.

Auf meiner Station sind alle Patienten sehr krank. Ihr Herz zu schwach, um genügend sauerstoffreiches Blut in den Körper zu pumpen oder ihre Lunge kann nicht genügend Sauerstoff über die Luft aufnehmen. Manche können nicht sprechen, weil sie so aus der Puste sind. Sie müssen Energie sparen. Und Atemzüge, weil auch Atemzüge kosten Energie, wenn nicht genug Leben mit ihnen aufgesogen werden kann. Überhaupt wird im Krankenhaus viel gespart. Es wird an Zeit gespart, es wird an Ressourcen gespart, es

Luca Isabelle Spajic  
„Zugänge“

wird an Personal gespart, es wird an Wegen gespart, weil die sind auszehrend und weit. Damit die Zahlen gut sind. Das wird vom Lebendigen abgespart.

Ich schließe die Tür, atme tief ein und aus. Ich bin froh, dass ich direkt getroffen habe und ihn nur einmal stechen musste. Es tut mir leid, dass ich mir nur vier Minuten Zeit für ihn genommen habe, weil noch zwölf weitere Patienten auf einen Zugang warten und ich rechtzeitig zur Visite fertig sein muss. Es tut mir leid, dass ich von den vier Minuten drei Minuten lang auf den Zugang, seine Haut oder das Tablett statt in seine Augen geschaut habe. Es tut mir leid, dass die Patientennamen mit der Zeit in meinem Kopf zu Zimmernummern oder Nummern auf meiner Zugangs-Liste verschwimmen. Es tut mir leid, dass ich ihnen nicht beim Atmen helfen kann.

Der Gedanke jemals fertig zu werden, jemals alle Aufgaben abarbeiten zu können, ist verlockend und lässt mich in ein immer schnelleres Arbeitstempo verfallen, bis mir das Kortisol zu den Ohren herausquillt und meine feinen Poren verstopft. Von dieser realitätsfernen Vorstellung lebt ein auf Gewinnmaximierung ausgerichtetes System. Es kommen immer neue Aufgaben nach. Sie kriechen aus allen Winkeln, wie Lebensmittelwürmer, erst sieht man sie nicht, aber man ahnt schon, dass da Eier sind, weil gestern hat man zwei Motten beseitigt. Dann ist es kurz ruhig. Und auf einmal sind da viele Würmer, zu viele Aufgaben und taubes Agieren bricht aus, weil wie soll das alles jemals bewältigt werden können.

Klinikalltag, Patientenzimmer, Zahlen, rauschen vorbei und verschwimmen. Gleiche Zimmer, gleiche Worte, gleiche Schritte, gleiche Flure, gleiche Kleidung, gleiche Tage. Krankenhausgleichnis nistet sich in das Nervensystem, wie Fliegen, die das Serotonin von den Synapsen, die

Luca Isabelle Spajic  
„Zugänge“

Schutzhülle von den Axonen fressen, bis jeder Biss auf dem nackten Axon wie ein Blitz durch den Körper schießt.

Meine Augen sind träge vom gleichförmigen Vorbeiziehen der Patientenzimmertüren auf dem langen sterilen Gang, mein Blick rutscht an den glatten Wänden ab. Der schwere Atem der Patienten vermischt sich zu einem bedrückenden Klangknäul im Hintergrund. Ich sehe überall Adern aus Händen hervortreten, in die ich einen Zugang legen könnte. Die Hände greifen nach mir, die prallen Venen am Arm werden an den Händen immer dünner und verästeln sich zu zarten Netzen. Sobald ich die fremde Hand berühre und sorgfältig nach Venen taste, greifen die Netze wie dünne Spinnenfäden über und weben meine Hand fest ein bis sie mit meinem Blutkreislauf verschmolzen sind. Ich drehe eine große graue Nadel mit Plastischlauch in meiner Hand; sind das die Zugänge, die ich legen will?

Ich gehe zu Frau H. Frau H. ist 85 und hat früher selbst als Ärztin gearbeitet, ich möchte sie über eine anstehende Untersuchung aufklären. Als ich das Zimmer betrete, telefoniert sie und blättert hektisch in einem ihrer zahlreichen Notizbücher, die auf dem Nachttisch deponiert sind. Sie erzählt mir etwas außer Atem, wie viel sie noch zu organisieren hat. Sie plant einen Umzug, muss ihr Haus ausräumen und ihre Praxis verkaufen. Ihre ToDo Liste wird von der Anzahl ihrer Diagnosen noch übertrumpft. Ihr Körper wurde von ihrem geistigen Tempo schon lange abgehängt.

„Ich muss das noch irgendwie unterbringen“, sagt sie und krallt sich mit einer Hand an ihr Notizbuch. Mit der anderen streicht sie immer wieder die Falten im Bettbezug glatt.

„Sonst ist das alles verloren.“ Ihre Augen werden groß vor Schreck, als hätte sie Angst etwas zu übersehen, der

Luca Isabelle Spajic  
„Zugänge“

Monitor neben ihrem Bett fängt an zu piepsen und das kleine Herzsymbol blinkt schneller.

Plötzlich hält sie inne und sagt: „Es ist nur schade, dass ich nicht jünger bin. Ich habe zu spät angefangen zu leben.“

Sie setzt ihre Lesebrille ab und wischt sich mit beiden Händen über die Augen. Eine kleine Haarsträhne fällt ihr locker in den Augenwinkel, als sie einen leisen Seufzer ausstößt.

Da ist Schmerz, nicht genug gelebt zu haben. Da ist Freude, es irgendwann doch entdeckt zu haben und Weite, in der beides Platz hat.

Ich lege den Aufklärungsbogen auf ihrem Nachttisch ab und sie erzählt von ihrer Flucht aus der Ukraine als Teenagerin, ihrer Ausbildung in den Niederlanden und ihrem Medizinstudium. Von den Anstrengungen als Ärztin, von Zufällen im Leben und Menschen, die sie eine Weile begleitet haben.

Wir winken uns zum Abschied, bevor ich die Tür hinter mir zuziehe. Ich falte die Liste mit den Zimmernummern auseinander und gehe zurück zum Stationszimmer. Ich greife nach dem Tablett mit den Zugängen und öffne die Tür zu Zimmer 134.

Abends liege ich im Bett und schließe die Augen. An der Rückseite meiner Lider schlängeln sich Venennetze entlang. Seit einigen Wochen steigen immer gleiche Träume vom Krankenhaus auf:

„Zugänge? Infusionen? Sauerstoff?“

Es knarzt und quietscht rhythmisch, etwas schleift schwer über den Boden, als die Schwester Infusionsständer und Versorgungswagen über den endlosen Krankenhausflur schiebt. Türen gehen auf, alles schnauft und keucht und stöhnt, Patienten schieben sich wie Fliegen im Teer an der

Luca Isabelle Spajic  
„Zugänge“

Wand und auf dem Boden entlang, ungewiss, ob sie es bis zur Schwester mit dem lebensrettenden Versorgungswagen schaffen.

Ein Arm erreicht mich, ich lege einen Zugang, die Schwester stößelt das andere Ende an meinen zentralvenösen Zugang in meinem Hals. Dickes sauerstoffgesättigtes Blut fließt strahlend rot von mir in den bedürftigen fremden Arm. Alle lächeln und atmen auf.

Es werden immer mehr. Unzählige Arme erreichen mich gleichzeitig, denen ich im tayloristischen Takt Zugang zur Überlebensquelle verschaffe.

Die Schwester stößelt Dreivegehähne an den zentralvenösen Katheter in meinem Hals, damit alle versorgt werden können. Sie schiebt ihn tiefer in mein Herz, „damit es ordentlich sprudelt“, sagt sie fröhlich.

Einer wütet und tobt, vertreibt die zeternde Schwester tief gekränkt. Ich reiche ihm im Vorbeifahren meine Hand. Er macht Schmatzgeräusche, als er leise an meinem Daumen saugt, den ich ihm gerne da lasse.

Ein starker Schmerz in der Brust krümmt mich. Die Schwester lacht entschuldigend: „Der wäre fast erstickt.“

Ein Mann kauert neben mir am Türrahmen, eine Sauerstoffmaske ins Gesicht gedrückt, der Sauerstoff kommt aus meinem rechten Lungenflügel, den er mit einem lebensrettenden letzten Atemzug leer gesogen hat.

„Sorry, für den Pneu“, zwitschert die Dicke fröhlich.

„Wir sind der Versorgungswagen, kein Vernichtungswagen“, sie kichert - das Kind - boxt mir freundschaftlich in die Seite und ich breche mittig durch.

„Hier für dich“, sie hält mir eine tote Kartoffel mit Bratensauce hin. Mein einer Arm ist am Infusionsständer festgebunden, damit das Blut besser rausläuft, die andere Hand ist bei dem sterbenden Patienten. Ich kotze auf das, was mein Mittagessen werden sollte.

Luca Isabelle Spajic  
„Zugänge“

„Dann halt nicht“, die Schwester inhaliert die Kartoffel mit meinen angedauten Innereien garniert achselzuckend.

„Zugänge? Infusionen? Sauerstoff?“ Der Infusionsständer knarzt und quietscht von der Last meines Gewichts, das rhythmisch hin und herbaumelt, meine Fußrücken schleifen schwer über den Boden, als die Schwester mich am Infusionsständer hängend weiterschiebt über den endlosen Krankenhausflur.

„Zugänge, Infusionen, Sauerstoff?“

Ich erwache mit einer riesigen Wunde im Rücken. Sie zieht sich von meinem Steißbein bis hoch in den Nacken und klafft weit offen. Das rohe Fleisch darunter gleicht einer spröden kraterartig eingerissenen Steppenlandschaft. Aus der Tiefe der Risse tritt sattes dunkelrotes Blut hervor. Shit. Ich inspiziere die Wunde und die entzündeten Ränder eingehend vor dem Spiegel. Wie soll ich so zur Arbeit gehen? Hektisch suche ich in meiner Schublade nach Sicherheitsnadeln und klippse die Wunde notdürftig vor dem Spiegel zusammen. Das sollte halten. Zumindest für die Arbeitszeit.

„Das Lungenödem in Zimmer 48 braucht noch einen Zugang“, fordert eine Stimme aus dem Stationszimmer, kurz nachdem ich auf meiner Station ankomme. „Einen Moment“, rufe ich zurück.

Ich stehe am Wasserspender und schaue dem dünnen Wasserstrahl zu, wie er meine Trinkflasche auffüllt. Das braucht seine Zeit. Wenn man genau hinsieht, merkt man, wie der Wasserspiegel in der Flasche kaum merklich ansteigt. Die Kühle des Wassers überträgt sich auf meine Handflächen, die die Flasche halten. Der Automat brummt und vibriert dabei leise vor sich hin. Ich schaue unwillkürlich den Gang entlang; es ist der Gang aus meinem Traum, aber



Luca Isabelle Spajic  
„Zugänge“

hier schieben sich keine Patienten über den Boden, sie liegen in den Zimmern in ihren Betten.

Ein vertrautes Quietschen lässt mich aufhorchen. Es kommt langsam näher, es quietscht und knarzt. An der Ecke erscheint schnaufend die Schwester aus meinem Traum, sie schiebt ihren massigen Körper über den Gang auf mich zu, während sie sich mit ihrer fleischigen Hand an dem dürren Infusionsständer fest hält.

„Was stehst du denn so windschief da?“, donnert sie, als sie schließlich bei mir am Wasserspender ankommt. Sie holt mit ihrer massigen Hand aus, um mich zu tätscheln, ich drehe mich schnell etwas zur Seite, damit ihre Hand auf meinem Oberarm zu liegen kommt und nicht auf meiner tiefen Wunde im Rücken.

Meine Stimme krächzt sich mühsam meine Speiseröhre hinauf und bahnt sich notdürftig ihren Weg ins Freie. „Hab mich verlegen“, sage ich und halte die Luft an, damit ihr schweißig verlebter Körpergeruch meine Lunge nicht vollständig vereinnahmt.

Ihre Brüste sind gigantisch. Ich habe nie etwas größeres gesehen. Sie hängen auf ihrem ebenfalls riesigen Bauch und reichen trotzdem bis über den Bauchnabel.

Die Brüste sind so riesig geworden, weil sie versuchen die Schwester zu füttern, aber sie ist unersättlich. Sie sind wie zwei zusätzliche Beine, mit denen sie einem wie ein Raubtier auf allen vieren hinterher galoppieren kann, wenn man sich ihr entziehen möchte.

Die Schwester pausiert kurz, wischt sich den moderigen Schweiß von der Stirn. Der Infusionsständer erzittert, der Boden ächzt, als sie ihr Gewicht von einem Bein auf das andere verlagert.

Luca Isabelle Spajic  
„Zugänge“

Ihre fleischigen Hände fummeln rastlos. Ununterbrochen. An allem herum, das ihnen ins Netz läuft. Gerne fummeln ihre Hände auch an mir herum, krallen und schaben beidseitig in meiner Taille, als würde sie in meinem Inneren einen prächtigen Schatz vermuten, den ich ihr unerhörterweise vorenthalte.

Bei ihr werde ich ganz klein, da kann ich nicht reden, weil die Schwester reden muss. Sie tobt, wenn ich mich ihr entziehen möchte. Dann wird sie ein Biest mit Greifkrallen und glühenden Augen. Bei der Schwester gibt es nur eine Richtung, zu ihr. Eine Einbahnstraße.

Wenn sie redet, wächst ihr Mund zu einem hungrigen Schlund. Ein gieriger Abgrund-Schlund. Ich werde zerquetscht zwischen ihren fleischigen Brustmassen und verschlungen von ihrem Abgrund-Schlund.

Manchmal ist sie nett und bietet mir eine Hautcreme an, weil die Hände ja so trocken sind vom Desinfektionsmittel.

Die Nivea zieht am besten ein von allen Cremes. Deswegen darf man nur die nehmen. Weil die so schnell Zugang zu mir bekommt und mich dann von innen sehen kann. Die Augen der Schwester sind in der Creme. Man schmiert sich ihren Blick auf die Haut und dann beschaut sie einen von innen. Dann schmiert sie ihre fleischigen Hände auch mit Nivea-Creme ein, damit sie schön geschmeidig werden und flink in mich hinein flutschen. Durch die Haut, die die Creme so schön zugänglich gemacht hat. Um dort drinnen herumzufummeln, unter ihren tausendfachen Augen.

„Dann woll´n wir mal“, poltert die Schwester und hält mir das Tablett mit den Zugängen hin. Ich lege mir zwei große Zugänge, spüle sie kurz mit Kochsalzlösung an und stöpsel Dreivegehähne dran. So kann ich insgesamt sechs Patienten gleichzeitig versorgen. Ich hänge mich mit der Schlaufe an meinem Kittel im Nacken an den

Luca Isabelle Spajic  
„Zugänge“

Infusionsständer. Der Kittel spannt und schneidet unter meinen Armen ein. Der feste Stoff schabt und schmerzhaft an meiner Wunde im Rücken. Ich zucke zusammen, die hatte ich kurz vergessen.

Das Klacken und technische Summen der Flurtür ertönt. Alle Flurtüren lassen sich mittels No-Touch-Technik über einen Sensor beidseits der Tür öffnen. Das hat die Hygieneabteilung so einrichten lassen, um Keimverschleppung im Krankenhaus vorzubeugen.

Ein kühler Windstoß wird durch die offene Tür hereingetragen und lässt mich erschauern.

„Ah, Herr Wirkruth, wie gut, dass Sie da sind! Ich hatte erst in einer Stunde mit Ihnen gerechnet!“

Entgeistert schaue ich die Schwester an. Doch, diese lieblich trällernde Stimme kam wirklich aus ihrem Hals. Es ist nicht nur die völlig veränderte Stimmfarbe, die mich zusammenfahren lässt.

Ich starre auf die schwarze wabernde Masse, die sich auf uns zubewegt. Sie wird von einer entfernten Melodie begleitet, die mir seltsam vertraut ist. Als hätte ich einmal zu ihr getanzt.

„Ich bin gerne sehr pünktlich. Um nichts zu verpassen“, kommt eine tiefe überlegte Stimme aus dem schwarzen Gebilde.

„Selbstverständlich! Pünktlichkeit ist mir auch die liebste Tugend“, säuselt die Schwester und nimmt eine ergeben frettchenhafte Körperhaltung ein. „Im Gegensatz zu all den anderen, die immer zu spät kommen... Schrecklich! Bringt den ganzen Zeitplan durcheinander... Am schlimmsten sind ja die Ärzte, was meinen Sie, wie oft ich auf die warten muss...“

Sie schüttelt den Kopf und fummelt an ihren Fingernägeln herum.

Luca Isabelle Spajic  
„Zugänge“

„Was sind Sie?“, flüstere ich entgeistert.

„Na, das ist Herr Wirkruht vom Qualitätsmanagement!“, beeilt sich die Schwester zu sagen, „er kontrolliert alle Vierteljahre, ob hier alles seine Richtigkeit hat auf der Station. Ob die Zahlen stimmen, ob wir schnell genug arbeiten. Letztes Jahr waren wir im Verzug, da haben wir nicht mehr genug Hüftprothesen reinbekommen, Sie wissen ja, die bringen am meisten Geld. Damit nichts aus dem Ruder läuft, nicht wahr?“, sie kichert entschuldigend und zupft an einer Hautfalte an ihrem Hals.

Die schwarze Wolke macht den Eindruck, als halte sie kurz inne und wende ihre Aufmerksamkeit mir zu. Ich bereue es schlagartig, sie angesprochen zu haben. Meine Nackenhaare stehen steil zu Berge, ein kalter Schauer vereist mir den Rücken. Es ist als würde sich ein riesiges Paar funkelnder tiefschwarzer Augen, bedrohlich auf mich richten. Ich fange an zu zittern, wie ein Kaninchen, das seine lebensrettende Totenstarre aufgegeben hat und damit ins Visier eines furchteinflößenden Raubtieres geraten ist.

„Sie sehen mich? Das wundert mich“, sagt der Tod.

„Ich werde kurz die Akten aus dem Stationszimmer zusammensuchen, dann können wir das fix erledigen“, ruft die Schwester eifrig und verschwindet.

Ich möchte vor seiner gruseligen Erscheinung fortlaufen, doch seine Stimme ist verlockend, fast verführerisch. Ich möchte die Augen schließen und mich von ihr forttragen lassen.

„Warum sieht die Schwester Sie nicht?“

„Sie will halt nicht.“, sagt der Tod gleichgültig. „Wie sehe ich denn für Sie aus?“

„Ihre Form ist noch unentschlossen“, sage ich.

„Hmmm. Dann haben Sie wohl noch keine Idee von mir“, sagt er nachdenklich. „Meistens werde ich zu dem, was ihr braucht. Darin seid ihr unerbittlich.“

Luca Isabelle Spajic  
„Zugänge“

„Wie meinen Sie das?“ Ob man sich daran gewöhnen kann mit dem Tod zu reden?

„Ich bin mit vielen Lebewesen gestorben im Laufe der Erdzeitalter. Aber seitdem es euch gibt, fühle ich das erste Mal Einsamkeit. Sie ist fürchterlich quälend. Ein Schmerz mit dem ihr glaubt alleine zu sein.“

„Und das fühlen Sie auch?“, frage ich erstaunt.

„Ich glaube das hilft euch. Ihr wollt nicht alleine einsam sein. Zumindest nicht am Ende.“

Ich strecke meine Hand nach ihm aus und berühre ihn dort, wo ich seine Hand vermute.

Die schwarze Masse zuckt zusammen, als würde sie erschrecken.

„Was tust du da?“, fragt er schrill.

„Es ist nicht schön einsam zu sein.“

Für eine Weile ist es still.

„Bist du wegen mir hier?“, frage ich besorgt.

Seine gedämpfte Melodie umspielt mich, als der Tod um mich herum wabert und die Sicherheitsnadel an meiner Rückenwunde inspiziert. Ein starker Schmerz lässt mich aufschreien, als die Nadel angestupst wird.

„Du bist noch sehr lebendig. Aber das ist fragil.“ Er hält inne und lauscht dem Chor der keuchenden und stöhnenden Patienten. Ich kann seine letzten Worte kaum noch verstehen, der Chor schwillt immer lauter an.

„Es sollte ihnen eigentlich schon viel besser gehen. Sie bekommen so viel Blut von mir.“, sage ich verzweifelt.

„Sie bekommen auch viel Leid von dir.“

Ich schaue ihn entsetzt an „Nein, ich helfe ihnen!“

„Sie sollen für dich schreien. Damit deine Wunde nicht noch weiter einreißt.“ Seine Worte dringen nur noch in Fetzen zu mir durch.

Luca Isabelle Spajic  
„Zugänge“

Ich schaue mich nach der Krankenschwester um, sie raschelt noch immer beschäftigt mit den Akten im Stationszimmer.

„Komm“, sage ich. Ich löse die Schnur, die meinen Arm an den Infusionsständer festbindet. Wie leicht sie sich lösen lässt! Ein kräftiger Schmerz schießt durch meinen Rücken, als ich mich aufrichte.

Ich taste dorthin, wo nun tatsächlich eine Hand inmitten seines flüssigen Schwarz Gestalt annimmt. Sie fühlt sich trocken und etwas steif an.

„Ich bin noch nie mit dem Tod spazieren gegangen.“ Ein leises Kichern entwischt mir bei der Vorstellung.

Seine rauschenden Klänge begleiten uns über den langen Krankenhausflur. Der Chor der leidenden Patienten verblasst immer weiter, bis er mit dem mechanischen Einrasten der automatisierten Tür ruckartig verstummt.

Wir treten hinaus ins Freie. Vor uns erstreckt sich reglos eine weiße Winterlandschaft. Die kühle Wintersonne hat schon ihren Abstieg begonnen und erweckt unzählige kleine Kristalle mit ihren schwachen Strahlen funkelnd zum Leben. Schwarze Bäume ragen wie Hände aus den Schneefeldern und recken sich Richtung Himmel, die dünnen Äste von einer zarten Schneeschicht bedeckt.

Wir laufen zu einem eingefrorenen See, der spiegelglatt zwischen den Feldern liegt. Unsere Schritte wirbeln sacht Schneeflocken auf. Neben dem See steht winzig klein eine verlassene Hütte, ein einsamer Krähenruf hallt von ihrem Dach über die erstarrte Landschaft. Wir nähern uns, doch die Hütte wird kaum größer, sie bleibt klein.

„Hier war lange niemand mehr“, sage ich und betrachte den eingestürzten Dachgiebel. In der Tür erscheint eine Ratte und beginnt an dem maroden Türrahmen zu nagen, unzählige Maden wühlen sich durch das feuchte Holz.

Luca Isabelle Spajic  
„Zugänge“

„Hm“, sagt der Tod mit bronzener Stimme, „Ich glaube, das ist dein Haus.“

Ich lache abwehrend und schaue die fremde Hütte unsicher an, sie reicht mir gerade mal bis zum Bauchnabel. Wie könnte das mein Haus sein? Ich erkenne es überhaupt nicht. Da ist nicht das zaghafteste Gefühl heimgekehrt zu sein. Es geht mich überhaupt nichts an.

„Das Haus ist viel zu klein für mich. Ich könnte ja nicht mal durch die Tür in sein Inneres gelangen.“, sage ich schließlich.

„Vielleicht hast du vergessen, wie man es anstellt, klein zu sein“, antwortet der Tod. Ein kühler Windstoß fährt durch die ungeschützte Hütte und lässt sie erzittern.

Mir ist, als würden die Eiskristalle um uns herum den Blick des Todes reflektieren und tausendfach auf mich zurückwerfen. Sein uralter Atem streift meinen Nacken.

„Was habe ich getan?“, sage ich leise. Meine Worte bilden lebhaft Kondenswölkchen in der kalten Luft.

Ich drücke seine Hand etwas fester, sie fühlt sich geschmeidiger an, als würde ich tief in warme Erde greifen. Er legt so etwas wie seinen Kopf auf meine Schulter und schiebt seine jahrhunderteschweren Augenlider nach oben, es klingt als würden sich gigantische Felsen gegeneinander verschieben. In ruhiger Erwartung schaut er zum immer leuchtenderen Horizont, aus dem sich das erste schlagende Flügelpaar erhebt.

Die kühle Wintersonne schickt ihre letzten Strahlen über die blaugraue Bergkette am Horizont, bevor sie endgültig aus unserem Blickfeld verschwindet.